

Das Musterdeutsch in der Schule

Autor(en): **Gutter, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1914)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-789250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Musterdeutsch in der Schule.

Von Alfred Gutter, Zürich.

In den letzten Jahren zeigt sich in den Schweizer Schulen die ausgesprochene Tendenz, die deutsche Muster-Aussprache zu pflegen und zu lehren. Die äusseren Symptome dieses Strebens sind Vorträge, Lese-Abende, Vortragskurse, Aufsätze und Schriften. Als massgebende Unterlage gelten wohl die Regeln, die Theodor Siebs in seinem Buch „Deutsche Bühnen-Aussprache“ aufstellt. Je nach Bedarf wird hier etwas gemindert, dort umgeformt. Der Abstand von Muster-Aussprache zum schweizerischen Schriftdeutsch ist im allgemeinen grösser wie zu den meisten andern Formen des Deutschen mit mundartlichen Anklängen. Örtliche Verhältnisse und Schulung des Einzelnen verändern den Abstand nicht unwesentlich. Die stärksten Gegensätze, die im Worte zu fassen sind, seien hier kurz angedeutet, wenn es auch nicht möglich ist, Regeln zu geben, die in jedem Fall das Richtige erkennen lassen:

Die Vokale: **a**. Die Muster-Aussprache verlangt ein mittleres *a*, weder *ä* noch *â*. Das schweizerische Schriftdeutsch gebraucht meistens *â*, in der Übertreibung *ä*. Unter Übertreibung soll hier die Aussprache verstanden werden, wie sie Deutschschweizern zu eigen ist, wenn sie, im Bestreben, Musterdeutsch zu sprechen, die notwendigen Bewegungen und konventionellen Akzente nicht finden. Aus dem „Ichlaut“ z. B. wird *sch*, aus *a* wird *ä*. Diese Aussprache macht den Eindruck des Übertriebenen, als wenn der Sprecher von einem Extrem ins andere fiele. — Langes *a* wird meistens gesprochen, wenn es vor einem Konsonanten steht, oder vor zwei Konsonanten, wenn zwischen ihnen ein Laut weggefallen ist, z. B.: gab(e)st. Ebenso vor *h*, in der Verdoppelung, und als Endlaut einer Silbe. Kurzes *a* gilt vor mehreren Konsonanten, meistens vor *sch*, *ch* und *ss*. Hier verwendet der Deutschschweizer gern langes *â*.

e in offener Silbe meistens lang. Ebenso in der Verdoppelung und vor *h*. Das Schriftdeutsch bevorzugt offenes *è*. Also nicht *leben*, sondern *lében*. Vor mehreren Konsonanten wird *e* kurz und offen gesprochen, mit Ausnahmen wie *les(e)t*. *e* in Nebensilben ist ton geringer und tiefer zu sprechen, als in Stammsilben. Vor *rt* und *rd* ist *e* manchmal lang geschlossen zu sprechen. Es heisst: *Pfeerd*, *Eerde*, *Schweert*, nicht wie das Schriftdeutsch lehrt: *Pfärrrd*, *Ärrde*, *Schwärrt*. In der Übertreibung wird *e* oft zu *i*.

i wird lang geschlossen gesprochen, wenn die Schrift Dehnungszeichen braucht. (*e* nach *i* wird nicht gesprochen.) Ausnahmen sind: viertel, vierzehn usw. Vor Konsonanten ist *i* meistens kurz. Ausnahme ist z. B. $\bar{g}i(e)bt$, Schriftdeutsch: $\bar{g}ibt$, $\bar{s}ibzehn$, $\bar{schw}irrig$. Musterdeutsch: $\bar{s}iebzehn$, $\bar{schw}ierig$. In den Endsilben: lig , $lich$, wig , ig , $rich$, nis , $isch$, in , ist *i* kurz offen zu sprechen, nicht lang, wie es das Schriftdeutsche liebt.

o wird lang geschlossen gesprochen, wenn die Schrift Dehnungszeichen braucht. Ebenso wenn *o* die Silbe schliesst, vor einfachem Konsonanten, vor *ch* und *ss*. Ausnahmen sind z. B.: *doch*, *schloss*. Kurzes offenes *o* gilt vor mehreren Konsonanten.

Es heisst: $\bar{H}ochzeit$, $\bar{v}on$, $\bar{V}orteil$, nicht wie im Schriftdeutschen: *Hoochzeit*, *voon*, *Voorteil*.

u lang geschlossen zu sprechen vor *h*, vor einfachem Konsonanten, und im Auslaut. Ebenso vor *ch* und *ss* lang, aber mit Ausnahmen, wie z. B. *Fluss*. Kurzes offenes *u* vor Konsonanten-Verdoppelung und vor mehreren Konsonanten. Es heisst: $\bar{S}t\ddot{u}rm$, $\bar{D}\ddot{u}rst$, und nicht wie das Schweizer Schriftdeutsche liebt: *Stürm*, *Dürst*.

Die Umlaute. **ä** ist immer offen und lang zu sprechen vor *h*, im Auslaut, und vor einfachen Konsonanten. Vor mehreren Konsonanten ist \bar{a} meistens kurz, z. B. $\bar{h}ält$. Die Übertreibung tendiert zum \acute{e} .

ö lang geschlossen vor *h*, im Auslaut und vor einfachem Konsonanten. Kurz offen: vor mehreren und Doppelkonsonanten, vor *ch* und meistens vor *ss*.

ü lang geschlossen vor *h*, im Auslaut, einer Silbe vor einfachem Konsonanten und meistens vor *ss* und *ch*; kurz und offen vor mehreren Konsonanten. Konsonantenverdoppelung und *sch*. Die Übertreibung verwandelt \bar{u} gern in *i*.

Die Diphthonge. **ai** und **ei**. Beide Zeichen sind gleichlautend; das $\bar{a}i$ des Schriftdeutschen für *ei* ist falsch. Der Akzent gehört auf *a*. Das Schriftdeutsche braucht gern $\bar{a}i$ anstatt *ai*.

au. Der Akzent gehört auf *u*. — **äu**, **eu** (gesprochen *oi*). Der Akzent gehört auf *i*. Die Übertreibung spricht gern $\bar{o}i$ anstatt *oi*.

Die Konsonanten. **r**. In der Endsilbe *er* verschmilzt *r* mit *e* zu tongeringem \bar{a} . Im Inlaut wird *r* zu leisem, stimmlosen *ch*, nur nach *e* wird der \bar{a} -Laut gesetzt. Das Zungen-*r* der Schriftsprache kann gut nur in der getragenen Rede verwendet werden. Im freien Vortrag und in der Unterhaltung ist das schriftdeutsche stimmlose

Zungen-*r* wohl zu brauchen, aber es hindert die Flüssigkeit der Rede, mit Ausnahme als Wortbeginn.

l wird im Schriftdeutschen oft palatal anstatt dental gesprochen. Die Lippen müssen geöffnet sein.

ng (*ŋ*). Das *g* in *n* wird nicht gesprochen.

h wird in sehen, ruhig z. B. ausgelassen. Der *h*-Laut wird nur als Wortbeginn gesprochen, aber dann auch, wenn das Wort eine Vorsilbe hat. Also haschen und erhaschen.

f verlangt kräftiges Reibungsgeräusch. In der Übertreibung wird *f* falscherweise oft stimmhaft gebildet.

w muss zahnlippig gebildet werden, sonst kann das Reibe-
geräusch nicht deutlich sein. Schriftdeutsch wird *w* meistens mit den Lippen ohne Beteiligung der unteren Zahnreihe gesprochen. So entsteht immer ein kurzes, schlecht artikuliertes *u*.

s ist am Anfang eines Wortes oder einer Silbe stimmhaft, im Schriftdeutschen stimmlos. Nur nach *t, b, p, d, g, k* und *ch*, wenn *s* die tongeringen Endsilben beginnt, ist *s* stimmlos in der Musteraus-
sprache. Im Auslaut ist *s* stimmlos, ebenos wo *ss* geschrieben wird. Schriftdeutsch wird der Laut am Wort- oder Silbenende gern stimmhaft gesprochen. *st* und *sp* im Wortinnern sind stimmlos. *s* vor *t* und *p* im Anlaut wird wie *sch* gesprochen.

sch ist immer stimmlos. Die Übertreibung spricht gern stimmhaftes *sch*.

ch. A) der „Ach-Laut“ wird nach *a, o, u* und *au* gesprochen; B) der „Ich-Laut“ wird nach *ä, e, i, o, u, ai, eu, äu, l, r, n* gesprochen. Ebenso in den Endsilben *ig* und *ich*; aber nur wenn diesen Endsilben nicht noch *lich* folgt (königlich). In allen diesen Fällen (ausgenommen *ig*) gebraucht das Schriftdeutsche gern den Ach-Laut. In *ig* den Explosivlaut *g*. Der Ich-Laut bietet keine Schwierigkeit, wenn man bedenkt, dass er *j* ohne Stimmtone ist. — Die Verbindung *chs* wird wie *ks* gesprochen, nur wenn zwischen *ch* und *s* ein *e* ausgefallen ist, findet die genannte Regel keine Anwendung. Der Deutschschweizer spricht *chs* mit dem Achlaut.

p muss, entgegen dem Schriftdeutschen, behaucht gesprochen werden. *Pf* im Anlaut darf nicht zu *f* werden.

b im Anlaut stimmhaft, im Auslaut stimmlos. Das Schriftdeutsche schwankt hier zwischen stimmhaftem *b* und nicht behauchtem *p*. Wenn *b* im Auslaut einer Silbe vor einer stimmhaft beginnenden Endsilbe steht, wird *b* zu unbehauchtem *p*. Vor stimmlosen Geräuschlauten ist *b* stimmlos.

t verhält sich wie *p*.

d verhält sich wie *b*.

k darf nicht mit nachfolgendem *ch* gesprochen werden, wie das im Schriftdeutschen oft geschieht. *k* ist immer behaucht.

g im Anlaut stimmhaft, im Auslaut wie *k*, ebenso vor stimmlosem Geräuschlaut. *g* vor Endsilben, die stimmhaft beginnen, ist stimmlos, aber unbehaucht. Im Schriftdeutschen wird *g* als Auslaut oft stimmhaft (siehe noch unter Endsilben).

Die Vorsilben **ab**, **an**, *er*, *her*, **ur** sind kurz zu sprechen. Die Fettgesetzten sind betont, die betonte Vorsilbe **her** (anstatt hier) wird lang gesprochen. Das Schriftdeutsche hat die Tendenz, alle Vorsilben zu dehnen.

Die Endsilben *sam* und *bar* haben langes *a* (*er* siehe unter *r*), *en* ist kurz und mit sehr tongeringem *e*, es kann unter Umständen ganz ausfallen. In der Übertreibung werden *en* und *e* als Endsilbe zu *än* und *ä*. Die Endsilbe *e* muss tiefer und leiser wie der Stamm, mehr als *ö* gesprochen werden. In *ig* und *igt* wird *g* zum Ichlaut. Dem Deutschschweizer widerstrebt diese Umwandlung. Die letzte Regel gilt nur, wenn hinter *g* nicht die Silbe *lich* folgt.

Einsilben-Wörter. Kurz sind: *alt*, *das*, *was*, *wes*, *es*, *des*, *als*, *am*, *man*, *hast*, *hat*, *weg*, *von*, *in* u. a. m. Lang sind: *habt*, *schwer*, *wer*, *wen*, *dem*, *den*, *stets*, *wert* u. a. m.

Silben- und Wörtertrennung. Endet eine Silbe mit einem Konsonant, und beginnt die folgende Silbe des Wortes oder ein Wort mit einem Vokal, so werden die zwei Silben oder Wörter deutlich getrennt. Das Schriftdeutsche liebt die Silben zu verbinden. Ausnahmen sind die Vorsilben: *hin*, *her*, *hier* und *ein*. Sie werden mit dem Wortstamm wenn möglich verbunden. Wenn zwei Vokale am Anfang und Ende zweier Silben oder Worte aufeinanderstossen, muss die Trennung auch erfolgen.

Das Knackgeräusch ist unhygienisch und deshalb zu vermeiden. Es gibt der Sprache etwas Hartes und erschwert den Ausdruck.

Betonungen. Den Akzent hat meistens die Stammsilbe. Nebensilben müssen tiefer, kürzer und leiser gesprochen werden. Die Vorsilben *an*, *bei*, *ur*, *un*, *in* werden betont. Aufgefallen ist dem Schreiber, dass in „sofort“ stets die erste, anstatt die zweite Silbe, im Schriftdeutschen betont wurde.

*) Eingehender ist meine Schrift: „Das schweizerische Schriftdeutsch und die Muttersprache“ (Anhang zu „Das mühelose Sprechen“), die demnächst im Verlag von A. Müller, Zürich erscheinen wird.

So einfach es für die Schüler ist, diese Regeln in sich aufzunehmen, so schwer ist ihre Beachtung. Umgebung, lebenslängliche Gewöhnung und oft Geschmack widerstreben energisch der Musteraussprache. Dazu kommt noch, dass es schwer ist, für den Silben- und Wortakzent, für die Satzmelodie Regeln aufzustellen. Diese Werte sind durchaus relativ.

In meiner Eigenschaft als Leiter der Zürcher Sprech- und Vortragskurse für Lehrer habe ich nur gut vorgebildete Erwachsene unterrichtet, d. h. alle Kursteilnehmer, die sich im Vortrag und somit in der Musteraussprache vervollkommen wollten, hatten sich jahrelang mit der Materie befasst. Ausserdem gab ihnen der vorangegangene sechsmonatliche Kurs in Sprechtechnik die vollkommene Herrschaft über die Sprechwerkzeuge. Trotzdem brauchte es von beiden Seiten Wille und grosse Ausdauer, um das Gewollte zu erreichen. Einige mundartlichen Gewohnheiten waren besonders hartnäckig. So das stimmhafte *b*, *d* und *s* im Auslaut, das gutturale *ch* nach *l*, *r* und *n*, das kurze offene *ä* vor *r*, das Hinüberschleifen der Laute, wo die Musteraussprache Druck- und Stimmtonpause verlangt (z. B. *Theater*, *stolzerädler*).

Schlimme Streiche spielte die Übertreibung. Aus *ach* wurde *aich*, aus *Kaiser* wurde *Kaiser*. Das stimmlose *sch* in *schön* wurde zum französischen *j* in *jeune*. — Gegen die Endsilbe *ich* anstatt *ig* (König) revoltierte das Sprachgefühl meiner Schüler. So verhielt es sich bei dieser Auslese von Lernenden; um wieviel grösser sind die Schwierigkeiten bei Kindern und Halberwachsenen. Ich unterrichtete ein 15-jähriges Mädchen. Es gestand mir, dass die Geschwister und Freundinnen höhnten, wenn meine Schülerin das Gelernte anzuwenden suchte. Man prüfe bitte die oben angeführten stärksten Gegensätze, ohne die Feinheiten, Akzente und Melodien zu berücksichtigen, und man wird finden, dass in jedem Wort eines deutschschweizerischen Sprechers mehrere Bewegungen der Sprechwerkzeuge zu modifizieren sind. Ein Beispiel: das Wörtchen *ist*, schweizerdeutsch: *i* = offen, eher lang, *s* = (meistens) *sch* oder stimmhaftes *s*, *t* = stimmloses *d*; dagegen musterdeutsch: *i* = mehr geschlossen kurz, *s* = *ss* stimmlos, *t* = stark explodierend mit Hauch. Das Sätzchen „Ich habe gesehen“ verlangt acht Modifikationen ohne Berücksichtigung der Betonung. Sie sollen aber auch eingewöhnt, bei jedem Gebrauch der betreffenden Worte angewendet werden. Es handelt sich dabei nicht um Begriffe und Worte, die schriftlich festzulegen sind, wie Vokabeln einer fremden

Sprache, sondern um oft unsichtbare Bewegungen. Ein Kind wird diese Bewegungen niemals, ein Erwachsener nur selten auf die blosse Beschreibung oder bildliche Darstellung hin, richtig ausführen. Noch schwerer ist die Eingewöhnung.

Als Hauptsache und aus der Erfahrung heraus kann man behaupten, dass die Schwierigkeiten, die Musteraussprache in den Schulen mit Erfolg zu lehren, gross sind. Ich wage hinzuzufügen, dass der bis jetzt eingeschlagene Weg nicht zum Ziele führt. Der erfahrene Deutschlehrer wird mir beipflichten.

Die Aussprache wird mehr oder weniger flüchtig in der Deutschstunde gelehrt. Die Intensität steht ganz im Ermessen des betreffenden Lehrers. Es ist weder ein Pensum zu erreichen, noch erfolgt der Unterricht methodisch. Hie und da eine Bemerkung, eine Korrektur. Dazu kommt, dass der Deutschlehrer in den meisten Fällen Partei ist. Die besondere Ausbildung in der Muster-Aussprache, wie sie ernste Schauspieler haben, geht dem Lehrer ab. Wenn es mit der Muster-Aussprache wirklich ernst ist, wenn es sich um mehr, als um die persönliche Neigung des Einzelnen handelt, so sei mir vergönnt zu sagen, was notwendig ist, und wie die Muster-Aussprache mit Erfolg gelehrt werden könnte. Ich will vorausschicken, dass eine modifizierte Sprechweise, ganz gleich in welcher Sprache, nur phonetisch gelehrt werden kann. Immer wieder muss der gleiche Fehler korrigiert, das betreffende Wort vorgesprochen werden. Notwendig ist, dass für die Aussprache besondere Unterrichtsstunden eingeführt werden. Vielleicht nur in den höheren Klassen und fakultativ. Der Aussprachelehrer müsste das Musterdeutsch ohne Fehler sprechen, müsste die feinen und feinsten Gegensätze von Dialekt zur Muster-Aussprache und die Bewegungen des Kehlkopfes, der Zunge, der Kiefer und des Gaumensegels kennen. Dem eigentlichen Unterricht müssten in den niederen Klassen Sprechübungen vorangehen, die alle Sprechbewegungen bewusst machen. So erlangt der Schüler die Herrschaft über die Sprechwerkzeuge. — In der „Praxis der Volksschule“ (S. L. Z.) wurde vor nicht langer Zeit unter dem Titel: „Zum Gesangsunterricht“ von Prof. Gutzmann, Berlin, bewiesen, dass der Chorgesang, wie er bis jetzt ausgeübt wird, durchaus stimmschädigend ist. Gäbe es einen besseren Ersatz für den Chorgesang als die Sprechübungen, die sehr gut auch Gesangsübungen sein können? (Das Lied würde dadurch nur gefördert.) Dort ist das Resultat Verlust, hier Gewinn in gesundheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung. Der zukünftige Aussprachelehrer sollte in Seminar- oder Universitätskursen die Mög-

lichkeit haben, sich die notwendige Ausbildung zu holen. Zwei Wochenstunden während zweier Jahre in kleinen Gruppen sind das Minimum. Die Kurse umfassen Theorie, Sprechtechnik, Aussprache und Vortrag. So würde, neben dem philologischen und künstlerischen auch das stimmhygienische Moment zu seinem Recht kommen. Ausländische Universitäten haben tatsächlich ähnliche Kurse. Die Mehrarbeit für die Lehrer in den Kursen, für die Schüler der Volks- und Mittelschule wäre gering. Jede Hausaufgabe fällt weg, denn das Wesen des Sprechunterrichts besteht im Hören und kontrollierten Üben. Die Früchte solcher Einrichtungen sind: Künstlerische Entwicklung der vornehmsten menschlichen Mitteilungstätigkeit, Verminderung der Stimm- und Sprechleiden und erhöhte Tüchtigkeit für sehr viele Berufe.

□ □ □ □ □ □ □ □ □	Literarisches.	□ □ □ □ □ □ □ □ □
-------------------	-----------------------	-------------------

Pädagogische Jahresschau über das Volksschulwesen im Jahre 1912. Hsg. von *E. Clausnitzer*. VII. Bd. Leipzig, B. G. Teubner. 454 S. Lf. 8 Fr. gb. Fr. 9. 40.

Der siebente Band der Jahresschau bedeutet und spiegelt viel Arbeit. Was im Laufe des Jahres an nennenswerten Schriften aus den Gebieten der pädagogischen Wissenschaften, Schulorganisation, Lehrerbildung, Jugendfürsorge, Fortbildungsschule und Vereinswesen, sowie über einzelne Unterrichtsfächer erschienen ist, wird unter einheitlicher Beleuchtung besprochen und dem Wesen nach kurz gekennzeichnet. Nur durch Zuteilung der Arbeit an berufene Vertreter der einzelnen Disziplinen war die hier gebotene Vollständigkeit und Sorgfalt der Zusammenfassung möglich. Wer in irgend einem Fach den Strömungen und Wandlungen nachgehen will, wie sie — nicht bloss für die Arbeitsschule — die Jahre bringen, der findet in der Jahresschau einen zuverlässigen Führer und Ratgeber. Wenn es dem einzelnen nicht möglich ist, die Jahresschau regelmässig zu beschaffen, so sollten sich Konferenz- und Lehrerbibliotheken die regelmässige Anschaffung zur Aufgabe machen. Wir erinnern daher wiederum daran, dass der nächste Band VIII bei Vorbestellung zu 4 Mk., gb. zu 5 Mk., erhältlich ist; er wird im Lauf des Sommers erscheinen.

Pädagogisches Jahrbuch 1913. Hsg. von der Wiener Pädag. Gesellschaft. Redig. von *Leopold Scheuch*. Wien V, A. Pichlers Witwe & Sohn. 212 S. Fr. 3. 40.

Der Wiener Jahrbücher 36. Band enthält eine Anzahl Vorträge, die in der Wiener pädag. Gesellschaft gehalten worden sind, Besprechungen von neuen Werken und eine Übersicht des pädagogischen Lebens in Österreich. Eine gute Studie über Pestalozzis Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts bringt Th. Steiskal in der Festrede zur Pestalozzifeier. Die Grundlinien der Theorie und Praxis der Arbeitsschule entwickelt Th. Neumann. K. Lindenthaler setzt die Grundsätze einer Sprachlehre